

Bremer Literaturpreis 2020

Preisverleihung am 20. Januar 2020, im Bremer Rathaus

Barbara Honigmann: »Georg«

Dankesrede von **Barbara Honigmann**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Sie werden es wahrscheinlich gar nicht mehr hören können – jeder, der hier auf die Bühne tritt, hier in Bremen, fängt wieder von den Bremer Stadtmusikanten an zu sprechen, weil es die sind, die ihn, wenn er wie ich als Kind mit den Grimmschen Märchen aufgewachsen ist, mit dem Namen dieser Stadt verbinden und wohl immer weiter verbinden werden, denn die Märchen, die wir damals gehört haben, waren unsere erste Begegnung mit der Suche nach einem Sinn des Lebens, wenn ich ein so platte Formulierung benutzen darf, da sie es ja doch ungefähr trifft – diese Ahnung, dass es zwischen all den Ängsten, Verwirrungen und komplizierten Verhältnissen auch und gerade des frühen kindlichen Lebens etwas gibt, etwas geben muss, das besänftigen, entwirren, ordnen kann, sei es von außen, sei es von innen. Niemals werde ich den Blick einer meiner Enkeltöchter vergessen, als sie mich, da war sie 3 oder 4 Jahre alt, bat, ihr ein Märchen zu erzählen. Ich nahm das Grimmsche Märchenbuch, um vorzulesen, Rotkäppchen hatte sie ausgesucht, aber da sagte sie, nein, ich solle nicht vorlesen, ich solle erzählen. Und so erzählte ich, wir saßen nebeneinander auf dem Bett, aber nun rückte sie sich so zurecht, dass sie mir ins Gesicht sehen konnte, und ich verstand zum ersten Mal den Ausdruck “jemanden an den Lippen hängen“, und

gleichzeitig ahnte ich, wie es einmal mit dem Märchenerzählen und dem Erzählen überhaupt zugegangen sein muss. Wenig später las ich oder hörte ich im Radio eine Sendung über die nie ganz geklärte Frage, wie die Sprache entstanden ist, warum erst die Menschen und nicht die Tiere die Sprache „erfunden“ haben. Eine der in Erwägung gezogenen Theorien ist, dass das Sprechen zugleich mit dem Kochen begann; da sie nun schon einmal das Feuer erfunden hatten, kann man sich ja leicht vorstellen, dass ihnen da einmal ein Stück Fleisch hineinfiel und es gebraten einfach besser schmeckte, und dann, so sagt die seriöse Theorie, hätten sie halt beim Warten darauf, bis das Fleisch gar wurde, und sie weiter nichts zu tun hatten, angefangen zu sprechen, und da sie voneinander sowieso alles wussten, so eng wie sie in ihrem Clan zusammen lebten, und deswegen keinen Klatsch nötig hatten, fingen sie an, Dinge zu deuten, die sie sahen, erlebten und erlitten und die sie nicht verstanden, und so haben sie sich Erklärungen zurecht gesponnen und umgaben die nackten Tatsachen mit Stoffen und Bändern, verstrickten sie, kleideten sie ein, wie sie sich selbst einkleideten. Es wurde also um die Ereignisse und Beobachtungen des Lebens herum erzählt, erdichtet, ersponnen, erkundet, vielleicht wurde zunächst ja auch nur zusammengezählt, Menschen, die Lebenden und die Toten, die Tiere, die Sterne, denn fast in allen Sprachen hängt zählen und erzählen ja so eng zusammen – *the tale* und *le conte*, und auch im Hebräischen heißt das Wort *Dawar* zugleich *das Wort* und *die Sache*, die beiden biblischen Bücher, in der deutschen Übersetzung „Chronik“ benannt, heißen *diwrei hajamim*, also *die Worte* oder *die Sachen der Tage*, in der bekanntlich alle Ereignisse von der Erschaffung der Welt bis zur Rückkehr der Juden aus dem ersten Exil in gedrängter Form nacherzählt werden.

Das Wort „Ereignis“ wiederum, hieß ursprünglich auch Er-Äugnis, wie mir „mein Weigand“, in dem ich oft nachschlage, dem *Wörterbuch der deutschen Sprache*, in der 5. Auflage von 1909, erklärte Friedrich Ludwig Karl Weigand übernahm nach dem Tod von Jakob Grimm 1863 die Redaktion des Grimmschen *Deutschen Wörterbuchs*, und er war es, der noch im Auftrag Jakob Grimms im literarischen

Zentralblatt für Deutschland vom 15. Mai 1861 das *Wörterbuch der Deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart* des jüdischen Rivalen Daniel Sanders, das 1859 erschienen war, verriss. Der Verriss schien Jakob Grimm jedoch zu zahm, und deshalb klärte er Weigand in einem Brief auf, „dass Sanders ein Jude ist, er hat ganz die jüdische Frechheit und Zudringlichkeit ...“, und der erste Jude, „der sich mit unserer deutschen Sprache“ befasse. Schon zwanzig Jahre vorher hatte ein mit den Grimms bekannter deutscher Dichter, ein Ausgewanderter, ein Jude, hatte Heinrich Heine geschrieben: *Und als ich die deutsche Sprache vernahm, / Da ward mir seltsam zumute; / Ich meinte nicht anders, als ob das Herz / Recht angenehm verblute.* Gottseidank hatte er keine sprachwissenschaftlichen Studien verfasst, immerhin hatte er auch in seiner „Romantischen Schule“ Jakob Grimms „Deutsche Grammatik“ über alles gelobt, und vom jüngeren Bruder der Grimms kennen wir die schöne Radierung Heines von 1837.

Merkwürdigerweise erscheinen gerade jetzt zwei Artikel zum Thema „Das Judenbild der Brüder Grimm“, von Gerhard Henschel im *Merkur*, Heft vom Oktober 2019, und gleichzeitig macht die Vierteljahresschrift *Kalonymos* des Salomon Steinheim Instituts der Universität Duisburg-Essen auf den 200. Geburtstag von Daniel Sanders und seine Kontroverse mit den Brüdern Grimm aufmerksam.

Sagen wir es so, die Brüder Grimm hassten die Juden nicht mehr als normal, und sie kennen doch vielleicht das witzige Bonmot, das erst dieses „mehr als normal“ den wahren Antisemitismus kennzeichnet.

In meiner Bibliothek befinden sich drei Ausgaben der Märchen der Brüder Grimm, alle drei aus der DDR. Die jüngste ist eine Ausgabe des Aufbau Verlags von 1980, in der nun zum ersten Mal auch die Märchen mit ausgewählt sind, in denen die Grimms, sicher dem allgemeinen Volksempfinden nach, sehr negative, böse, lächerliche Judenfiguren verzeichnen. Die beiden anderen Auswahlbände lassen die Märchen *Der Jude im Dorn* und *Der gute Handel* weg.

Die früheste meiner Ausgaben ist zugleich die älteste, die aus meiner frühen Kindheit stammt, im Kinderbuchverlag Berlin (Ost) 1952 herausgegeben von Prof. Walther Pollatschek und illustriert von Prof. Lea Grundig, Illustrationen, die sich mir stark eingeprägt haben und die ich noch heute gerne meinen Enkeln zeige. Das Nachwort von Walther Pollatschek las ich natürlich erst viel später. *Trotz ihres Namens waren die Brüder nicht grimmig und nicht böse. Sie waren gute und freundliche Männer, sie liebten die Blumen und die Bücher und sie liebten die Menschen. Über alles aber liebten sie ihr deutsches Vaterland, die Freiheit und die Wahrheit.*

Daß die Brüder die Juden etwas weniger liebten als die Blumen und die Bücher, sagt er natürlich nicht, obwohl er es gewusst hat, ebenso wie seine Illustratorin Lea Grundig. Beide gehörten zur selben Generation wie mein Vater, den ich in dem Buch „Georg“, das Sie auszuzeichnen mir heute die Ehre geben, zu porträtierten gesucht habe. Und eigentlich nicht nur ihn, sondern eben auch diese wenigen, meist jüdischen Menschen, die aus einem gut bürgerlichen Hause wie Lea Grundig oder ganz und gar bildungsbürgerlichem Hintergrund kommend – Walther Pollatschek promovierte ungefähr zur gleichen Zeit in Frankfurt über Hugo von Hofmannsthal, wie mein Vater in Gießen über Büchner – , sich dann in der kommunistischen Bewegung engagierten und nach der Machtergreifung der Nazis das entsprechende Schicksal erlitten, Verhaftung, Flucht, Exil durch alle möglichen Länder. So wie mein Vater aus Großbritannien, kehrte Pollatschek nach dem Krieg, so schnell er nur konnte, aus der Schweiz und Lea Grundig aus Palästina zurück, ihrem kommunistischen Engagement entsprechend in die sowjetische Besatzungszone. Lea Grundig nach Dresden, wo sie Professorin und Rektorin der Kunsthochschule wurde; die meisten anderen lebten in Berlin, dort gehörten Pollatschek und noch einige andere, deren Namen mir geläufig wurden und noch sind, Budzislawski, Erpenbeck, Keisch, Kahane Stillmann, beide Eisler Brüder und andere, irgendwie Kollegen meines Vaters und eben Schicksalsgenossen, und sie bildeten einen Mikrokosmos der Kultur- und Pressemenschen der frühen DDR, nicht wirklich der politischen Nomenklatura

zugehörig, dazu misstraute man ihnen viel zu sehr als Bürgersöhne, meistens jüdisch, die ziemlich viele Jahre in der westlichen Emigration verbracht hatten. Für mich als Kind waren sie so etwas wie Onkel und Tanten, die man besuchte oder die zu Besuch kamen; während die Erwachsenen über Politik diskutierten, spielten wir Kinder im Nebenzimmer und wuchsen in diesem familienähnlichen Beisammensein zusammen wie Cousins, denn sonst gab es keine Familie, die echten Verwandten, wenn sie denn noch lebten, schickten höchstens einmal, wenn überhaupt, Grüße aus Amerika, England, Israel oder der Schweiz, wenn es nicht aus Australien war.

Heute sind wir Kinder von damals so um die siebzig und haben es immer noch nicht verstanden, was eigentlich diese Leute, unsere Eltern, nach Flucht, Verfolgung und Exil so dringend nach Deutschland zurückrief, ihre ehemaligen Mitbürger waren es ja nicht, also doch nur der Auftrag der Partei? Oder war es am Ende sogar auch die deutsche Sprache, die ihnen das Herz so angenehm verbluten ließ, dass sie auch alle sozialistischen Lügenmärchen schluckten, die man ihnen auftrichtete und die sie selbst mit erfanden, redigierten, publizierten, inszenierten, komponierten und propagierten. Manes Sperber stellt seiner Romantrilogie „Wie eine Träne im Ozean“ sein Gleichnis vom verbrannten Dornbusch voran, in dem die Sklaven der neuen Herren immer weiter das Loblied des brennenden Dornbuschs singen, obwohl sie genau wissen, dass er völlig ausgebrannt ist. *Sie sangen: Uns wärmt des Dornbuschs ewiges Feuer.* So etwas muss es gewesen sein, dass diese Menschen um Georg, meinen Vater, herum, immer weiter in dem lügenhaften Bau verharren ließ.

Jetzt weiß ich nicht genau, wie ich wieder zu den Bremer Stadtmusikanten zurückfinde. Am besten mit der Beobachtung, dass sie schließlich nie Musikanten wurden und in ihrer Räuberhöhle noch immer leben, wenn sie nicht gestorben sind, denn in Bremen angekommen sind sie ja auch nie.

Im Gegensatz zu mir, die heute hier die Ehre und Freude hat, den Bremer Literaturpreis entgegen nehmen zu dürfen. Dafür danke ich der Stadt Bremen und ihren Bürgern, dem Senat, der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung, der Jury und nicht zuletzt den Kollegen des Hanser Verlags, der meine Bücher seit genau 20 Jahren verlegt, und vor allem meiner Lektorin und Freundin Ingrid Krüger seit noch viel längerer Zeit.

Herzlichen Dank!

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de